

Wolfgang Berg

*Geboren,
um zu leben*

Band 2 der gleichnamigen Trilogie

Armeezeit

Wie alle anderen wehrpflichtigen Männer in der DDR hatte auch ich die Pflicht, meinen Wehrdienst für 18 Monate abzuleisten. Am 3. November 1965 war es so weit: Ich sollte mich früh um 4.00 Uhr auf dem Hof des Wehrkreiskommandos in Cottbus einfinden. Einberufung zum aktiven Wehrdienst lautete der Befehl, den ich erhielt. Selbst mit der ersten Bahn, die um vier Uhr ab Burg fuhr, wäre dieser Termin nicht zu halten gewesen – Ich hatte das Gefühl, dass dieser Tag für immer Teil meiner Chronik sein würde!

Die "Bimmelguste", wie die Spreewaldbahn liebevoll genannt wurde, brauchte für die 18 Kilometer nach Cottbus 53 Minuten, und daran änderte sich auch nichts, als es um die Verteidigung der DDR ging. Es handelte sich eben um eine Schmalspurbahn, von der es wegen ihrer geringen Geschwindigkeit scherzhaft hieß, dass man während der Fahrt keine Blumen pflücken dürfe.

So war es mir nicht möglich, vor viertel sechs beim Wehrkreiskommando zu sein. Ich hatte auch keine große Lust, mit dem Fahrrad nach Cottbus zu fahren, wollte mein teures Diamant-Modell nicht einfach für 18 Monate an irgendeinem Straßenbaum abstellen. Auch eine Taxifahrt kam für mich

nicht infrage. Dafür wollte ich wirklich kein Geld ausgeben. Ich fand es sinnvoller, das Geld in der „Linde“ bei Alfred zu deponieren. Und vielleicht die 18 Kilometer nach Cottbus zu Fuß zurückzulegen, nein – Gewaltmärsche waren noch nicht angesagt, dazu wäre ich auch zu erschöpft.

Mein Arbeitgeber, der VEB Lokomotiv- und Waggonbau Vetschau, hatte die Wehrpflichtigen feierlich verabschiedet. Der Parteisekretär hielt eine mitreißende Rede, in der er die immense Bedeutung der Warschauer Vertragsorganisation unter Führung der Sowjetunion betonte und auf die Gefahr des Imperialismus am Beispiel des Vietnamkrieges hinwies. Die Soldaten der Nationalen Volksarmee sollten mit der Waffe in der Hand Seite an Seite mit den sozialistischen Klassenbrüdern das kommunistische Bollwerk verteidigen.

Meine Begeisterung hielt sich in Grenzen. Ich dachte an die Worte meines Vaters, der nach einer schweren Kriegsverletzung nie wieder eine Waffe in die Hand nehmen wollte und sich nach dem Krieg zunächst als Mitglied der SPD für den Frieden engagierte. Solche Kriegsspiele waren also nichts für mich.

„Es ist eine verrückte Welt“, dachte ich, „und man fühlt sich machtlos. Hat Karl Eduard von Schnitzler recht mit seinen Schimpftiraden gegen den westdeutschen Imperialismus in seinem ‚Schwarzen Kanal‘? Seit dem 21. März 1960 werden die Folgen ununterbrochen vom Deutschen Fernsehfunk ausgestrahlt. Sind die da drüben wirklich die ‚bösen Bonner Ultras‘ und wir im Osten die ‚guten Deutschen‘? Wollen die

da drüben wirklich schon wieder einen Krieg und wir müssen das verhindern? Wenn das so wäre, dann würde meine Einberufung Sinn machen. Aber ich kenne die da drüben doch gar nicht. Warum lässt man uns nicht rüber? Sollen wir den Wohlstand nicht kennenlernen oder gar die Wahrheit?“

Ich konnte keinen klaren Sinn in dem gesamten Kriegsspiel erkennen und war alles andere als glücklich über meinen Einberufungsbefehl. Dabei dachte ich an meinen Freund Pelle, der felsenfest davon überzeugt war, dass er als Unteroffizier heldenhaft und voller Tatendrang für den Sozialismus kämpfen würde, um Kriege für immer zu beenden und allen Menschen ein besseres Leben als im Kapitalismus zu ermöglichen.

Ich war einfach nicht überzeugt von der Propaganda der DDR, die behauptete, dass der Sozialismus wirtschaftlich der BRD überlegen sei. Ich hatte eine ganz andere Meinung dazu! Aber ich vertraute Pelles Meinung über den Dienst der MotSchützen voll und ganz: Die werden nur gedrillt und stehen 18 Monate im Dreck – was für eine entsetzliche Aussicht! „Das wäre fast das Schlimmste für mich“, dachte ich. Auf seinen Rat, drei Jahre zu dienen, um dem aus dem Weg zu gehen, bin ich dann trotzdem nicht eingegangen. Zum Glück hatte mir niemand etwas vom Dienst an der innerdeutschen Grenze erzählt.

Jetzt sollte ich für 18 Monate einrücken. Ich konnte mir das nicht so recht vorstellen, denn mit Befehlen und Befehlsempfang hatte ich überhaupt nichts am Hut. Ich glaubte auch

nicht, dass die Herren in Uniform einen anderen Menschen aus mir machen würden – aber was wusste ich schon?

*

Ich war also in einem emotionalen Zustand, der von einer gewissen Wut geprägt war, als ich die „Linde“ betrat. Das war meine Stammkneipe, seit Lina dort als Kellnerin gearbeitet hatte. Die Gründe für meine schlechte Laune waren gemischt. Zum einen hatte ich den Einberufungsbefehl erhalten, zum anderen hatte ich mich am Tag zuvor zu einer Kurzschlussreaktion hinreißen lassen und mit Lina Schluss gemacht.

„Vielleicht kann ich heute alles wieder rückgängig machen“, hoffte ich. „Als Serviererin würde sie mich sicher den ganzen Abend bedienen.“

Die Trennung stellte mich vor eine Herausforderung, die es zu bewältigen galt. Dabei stellte der erste Tag eine besondere Hürde dar. Schließlich waren wir verlobt und lebten seit zwei Jahren zusammen. So sehr ich diesen Schritt der Trennung auch bedauerte, Lina schien für mich nicht mehr erreichbar zu sein. Und jetzt noch diese 18 Monate irgendwo in der Fremde, da schien es mir wenig wahrscheinlich, dass sich unsere Wege noch einmal kreuzen würden. Dennoch wollte ich keine Möglichkeit ausschließen, Lina zu einem Gespräch zu bewegen und ihr zu erklären, dass ich meine Entscheidung bereue und revidieren möchte. Ich hoffte, dass wir gemeinsam eine Lösung finden, mit der wir beide glücklich wären.

Da stand ich nun in dieser Gaststube, und wie immer in dieser Situation wurden meine Blicke von Linas getroffen. Immerhin hatte sie meinen Gruß erwidert, was mich sehr optimistisch stimmte. Auf eine gewisse Weise war ich glücklich, jetzt in dieser Kneipe zu sitzen, die mir so vertraut war, die ich so oft besucht hatte und die mir so viel bedeutete. Und doch fühlte sich dieser Kneipenbesuch anders an als alle anderen zuvor. Ich hatte das Gefühl, es würde nie wieder so sein wie früher.

Und dann begann die ganz normale Zeremonie in dieser Kneipe, so wie sie immer an diesen besonderen Tagen stattfand. Ich kannte die meisten Gäste, ihre Eigenheiten und fand es immer unglaublich unterhaltsam, wenn die skurrilen Persönlichkeiten des Ortes ihre eigenwilligen Marotten zum Besten gaben.

So ging der damalige ehrenamtliche Volkskorrespondent der Lausitzer Rundschau, Paule Frisch, wieder von Tisch zu Tisch und stellte sich den Gästen mit seinem Namen und seiner ehrenamtlichen Tätigkeit vor. Diese humorvolle Einlage sorgte für Heiterkeit in der Gaststube. Volkskorrespondent war für Paule ein schwieriger Begriff, den er nur mühsam über die Lippen brachte. Stattdessen kam immer nur „Volskorschpent“ heraus. Um sich die Zeit zu vertreiben, schnappte er sich jedes unbeobachtete, abgestandene Bier, um es schnell auszutrinken, manchmal mit einem Schuss warmer, bierfarbener Flüssigkeit darin, die ein Schelm unbemerkt unter dem Tisch in das halb geleerte Bierglas laufen ließ. Dann bekam

Paul eine Zigarette geschenkt, die mit einem Pferdehaar präpariert war. Diese rauchte er schnell, mit der Bemerkung, dass die Zigaretten heute auch nicht mehr so gut schmecken würden. Nach einer halben Stunde und weiteren Freigetränken torkelte er zum Ausgang und verschwand mit seinem Fahrrad, um nach weiteren Kneipenbesuchen anderswo wieder zurückzukehren.

Natürlich war auch Mr. Cottan, der Träger des Bierordens von 1964, anwesend. Um diesen Orden zu erhalten, musste man täglich, außer an Ruhetagen, mindestens einmal in der Stammkneipe gewesen sein. Er hatte es wiederholt geschafft. Warum er sich Mr Cottan nannte, wusste niemand so genau, aber Silvester '62 hatte er sich so vorgestellt, und alle waren der Meinung, dass der Name dem großen, korpulenten Mann, der eine Menge Bier in sich hineinschütten konnte, gut stand.

Doch auch die vier Soldaten mit ihrem Spieß von der Bereitschaftspolizei Cottbus ließen es sich nicht nehmen, vorbeizuschauen. Schließlich wussten sie, dass hier am Vorabend der Einberufung zur Armee immer etwas angesagt ist! Sie brachten gewöhnlich einen Akkordeonspieler mit, einen waschechten Berliner mit zwei Metern Gardemaß und echter Berliner Schnauze. Da war die Stimmung natürlich vorprogrammiert und es wurde bis weit über die Polizeistunde hinaus ausgelassen gefeiert!

Der Spieß war ein sehr geselliger Kerl, der gewöhnlich viel Durst mitbrachte. Sein Motto war: „Trinken bis zum Umfallen.“ Sorgen musste er sich dabei keine machen, denn er hatte

ja noch seinen Kraftfahrer, einen bärenstarken Burschen mit, der seinen eher schwächtigen Oberfeldwebel auch bequem auf die Schultern nehmen konnte, um ihn zum Militärjeep zu tragen. Das war der Regelfall. Diese Soldaten hatten immer Ausgang bis zum Wecken. Die hatten mit ihrem Vorgesetzten und damit mit ihrem gesamten Dienst Glück gehabt. „Hoffentlich“, dachte ich mir, „werde ich auch so ein Glück haben.“

Es war ein schöner Abschiedsabend für mich, an dem auch der örtliche Eisenwarenhändler der „Linde“ einen Besuch abstattete. Offenbar hatte er den Trubel von zu Hause aus mitbekommen, denn er wohnte gleich nebenan, brauchte nur über die Straße zu gehen. Der Mann war für seinen Reichtum bekannt, er besaß das teuerste Auto aus dem Westen und schmiss mit den Geldscheinen nur so um sich. Seine Beiträge waren nicht gerade ehrenhaft, aber immer amüsant. An diesem Abend ließ er sich eine große Schüssel mit Sekt servieren, in der er sich die Füße wusch. Wer aus der Schüssel trank, erhielt einen 50-Markschein als Belohnung. Der betrunkene Eisenwarenhändler hatte einen ganzen Stapel davon bei sich. Bald war die Schüssel leer.

Und als der Spieß der Cottbuser Bereitschaftspolizei wie ein nasser Sack über der Schulter seines Fahrers hing und der lange Berliner auf Wunsch zum Abschied wohl zum fünften Mal das Lieblingslied aller Gäste spielte: „Es ist alles nicht so schlimm, wie 'ne Kneipe ohne Bier“, da grölten alle, soweit sie noch konnten, mit, auch ich sang lauthals: „... Ein Mann,

der nicht trinkt, eine Frau, die nicht küsst, ein Käs', der nicht stinkt, und ein Schmied als Dentist - das ist schrecklich genug, aber Freunde, glaubt mir - das ist alles nicht so schlimm, wie 'ne Kneipe ohne Bier ...“.

Alfred, der Wirt, stellte schon die Stühle hoch und meine Ex-Verlobte polierte bereits die Gläser. Ich wollte ihr wie früher helfen und die Trennung ungeschehen machen. Doch in meinem Zustand gelang mir das nicht so recht. Sie lehnte sehr deutlich ab. Dann wollte ich mich von ihr verabschieden, aber sie schien mich gar nicht mehr zu kennen. Oder zu erkennen? „Vielleicht habe ich auch zu viel getrunken - ist jetzt sowieso alles egal“, resignierte ich.

*

Ich wachte auf. Irgendjemand sprach im Zimmer. Im Schein der Nachttischlampe erkannte ich, dass die Uhr auf „sechs“ zeigte. Aus dem Radio tönte die Stimme des Nachrichtensprechers, dass die Wehrpflichtigen an diesem Tag ihren Dienst bei der NVA antreten würden.

Mit einem Mal war ich hellwach, hatte nur einen Kommentar dazu: „Scheiße, du gehörst doch auch dazu.“

Eigentlich war ich marschfertig, nur mit der Zeit lag ich völlig daneben. Ich nahm mir Wilhelmines Einkaufsnetz, packte eine Zahnbürste, Zahnpasta, ein Stück Seife, eine Bockwurst, eine Flasche Cottbuser Bier, ein trockenes Bröt-

chen und mein kleines handliches Sternradio ein. Alles andere bekommt man bei der Armee gratis, wusste ich. Dann fiel mir noch der Akkordeonspieler vom Abend ein. Meine Gitarre, dachte ich, wird nicht von Schaden sein. Die nahm ich mit und ging in Gedanken versunken zum Spreewaldbahnhof, nicht ahnend, wie ereignisreich diese achtzehn Monate werden würden. Ich wusste auch gar nicht, warum ich und viele andere meines Alters überhaupt in einer Armee plötzlich wieder für den Krieg vorbereitet wurden. Der Zweite Weltkrieg war vorbei und man sollte sich doch freuen, im Frieden leben zu dürfen, meinte ich.

Mir ist nicht entgangen, dass viele Deutsche, auch in der DDR, den im Krieg verlorenen Gebieten nachtrauerten und manche hinter vorgehaltener Hand sogar Hitler wieder herbeisehnten. Aber die meisten hatten sich mit den Verhältnissen abgefunden. Wie die Masse der Deutschen fand ich dieses Denken sogar widerwärtig. Ich wurde in dieses neue Deutschland hineingeboren und kannte es nicht anders. Ich kannte meine Heimat nur von der Ostsee im Norden bis zum Erzgebirge im Süden und von der Oder/Neiße im Osten bis unweit der innerdeutschen Grenze im Westen. Reisen ins Ausland waren nicht möglich, außer auf Antrag nach Polen und in die Tschechoslowakei. Und diese DDR-Grenze sollte ich nun vor irgendwelchen Feinden im Westen schützen? Ich glaubte nicht, dass die Deutschen im Westen wieder einen Krieg wollten, nur weil diese Gebiete von Amerikanern, Engländern und Franzosen besetzt waren. Und warum sollten die Russen

Krieg wollen? Sie waren doch froh, endlich wieder in Frieden leben zu können.

Ich konnte dem Staatsbürgerkundeunterricht in der Schule damals wenig abgewinnen und hielt die Worte meines Vaters für sinnvoller. Er sagte: „Nie mehr werde ich eine Waffe in die Hand nehmen, und wenn es viele andere genauso sehen, dann wird es hoffentlich nie wieder Krieg geben.“ Ich hatte keine Möglichkeit, mich gegen diese Einberufung zu wehren, also nahm ich mir vor, das Ganze nicht so ernst zu nehmen und mich so gut wie möglich aus diesem Kriegsspiel hinauszumännern. Erst viele Jahre später wurde mir bewusst, dass die Lage damals doch ziemlich ernst war und der Frieden am seidenen Faden hing.

Ich befand mich auf dem Weg zum Spreewaldbahnhof und hatte keine Ahnung, was mich an meinem Ziel erwarten würde.

*

Langweilig war die Armeezeit dann nicht gerade. Es blieb trotzdem noch Zeit für heimlich geschossene Fotos, die auch Knast wegen Geheimnisverrats im Armeefängnis Schwedt



einbringen könnten. Das Foto rechts zeigt immerhin den russischen Kurzwellensender vom Typ SS1000, über den Soldat Bört geheime Nachrichten per Morsetaste in den Äther sendet.

*

Die Armeezeit verging wie im Fluge. Bald saß ich beinahe im gleichen Zustand, wie vor 18 Monaten im Waggon der Spreewaldbahn.

Es war um Mitternacht, als ich den Bahnsteig in Burg betrat. Die Bahnhofskneipe hatte schon geschlossen, also ging ich schnurstracks in Richtung „Linde“, meine ehemalige Stammkneipe. Hier war noch geöffnet, aber von meinen Kumpelels war niemand zu sehen. Ich bestellte ein Bier, einen Koks und einen Tatar. Dann erkundigte ich mich noch nach meiner Ex-Verlobten, die ich immer noch nicht vergessen hatte, und erfuhr von Frau Schmidt, der Köchin, dass sie in einer anderen Gaststätte serviert und dass sie einen festen Freund hätte.

Den Koks schüttete ich schnell hinunter, hatte nicht nur an den Kaffeebohnen zu kauen. Während ich mein Bier schlürfte, brachte die Köchin persönlich den Tatar. Diese ältere Dame, übrigens meine Nachbarin, war scheinbar die Einzige, die sich über meine Heimkehr freute. Sie hatte an mich einen Narren gefressen und wollte mir sogar ihr Grundstück vermachen.

„Es hätte alles ganz anders kommen können, wenn ich bei meiner Armee-Verlobten Gela geblieben wäre“, grübelte ich. Eigentlich wollte ich nur Briefe schreiben, sie aber hatte so-

fort eine Verlobung initiiert, plante die Hochzeit. Ich wollte Gela nicht wirklich haben und auch nicht persönlich kennenlernen, doch sie war, wenn sie es nur ermöglichen konnte, immer an meiner Seite. Ob im Urlaub oder zu anderen Gelegenheiten; ich hatte Mühe, sie wieder loszuwerden.

„Gela hätte sich sicher auf meine Rückkehr gefreut und mich vom Bahnhof abgeholt“, war ich mir sicher. Sie war schön, klug, treu; sagte, sie bekäme ein Kind von mir. Ich glaubte ihr das nicht, hoffte immer noch auf Lina.

Ich bezahlte und ging mürrisch in Frauenbegleitung nach Hause. Es war meine alte Nachbarin, Frau Schmidt, die mich als letzten Gast bewirtet hatte und mir unterwegs ihre Vorstellungen vom Haus wissen ließ.

Bald schlief ich in meinem frisch gemachten, dicken Federbett ein.

Die Zeit beim Militär wird im Roman „Die Eskapaden des Julian Bört“ ausführlich beschrieben.

Reife Jugend

Es war Samstag, der 29. April 1967. Wilhelmine weckte mich zum Essen. Mein Lieblingsessen, Kohlrübeneintopf, hatte sie extra für mich gekocht. Wir saßen nur zu viert am Tisch, denn

die drei älteren Brüder waren schon verheiratet und hatten eigene Familien. René, inzwischen schon 15 Jahre alt, saß als Vierter neben meinen Eltern am Tisch. Alle hatten viel zu erzählen, nur der Vater interessierte sich nicht so sehr für meine Zeit beim Militär und las nach dem Essen lieber in seinem angefangenen Buch. René erzählte von seiner Schulband und bat mich, ihm noch ein paar Griffe auf der Gitarre beizubringen.

Wilhelmine hatte den größten Gesprächsbedarf, denn sie hatte meinen weiteren Lebensweg inklusive Schwiegertochter schon komplett geplant und wollte mir das auch schmackhaft machen.

Ich sollte mich gleich am Montag in einer Firma in Cottbus vorstellen. Das fand ich grundsätzlich gut, aber ich wollte nicht schon am Montag anfangen. Wilhelmine erzählte mir noch von ihrer jungen Kollegin und dass sie sehr nett sei und sicher gut zu mir passen würde. Ich habe ihr nur zur Beruhigung gesagt, dass ich mir das Mädchen mal anschauen werde.

Ich hatte mir vorgenommen, nach der Armeezeit ein vernünftiges, normales Leben zu führen. Auch mein Armeekamerad Ede nahm mich ins Gebet und riet mir zu einer Berufsausbildung mit anschließendem Studium.

Das Mittagessen wurde durch ein Klopfen an der Küchentür unterbrochen und die Gesprächsrunde beendet. Gerhard, der Kapellenchef der Stern-Combo, erfuhr von meiner Rückkehr und bat mich um musikalische Unterstützung ab 19 Uhr. Ich sagte zu. Als hätte es keine achtzehnmonatige Unterbre-

chung gegeben, ging das fröhliche Jugendleben mit Musik für mich weiter.

Wir spielten in einem kleinen Dorf in der Nähe von Vetschau. Nach 18 Monaten Pause war das wie Ostern und Weihnachten zusammen. Ein Mädchen schien nicht nur meine Musik zu mögen, sondern auch mich. Mit dieser Susi glaubte ich, endlich meine erste große Liebe vergessen zu können. Während meiner musikalischen Aktivitäten strahlte sie mich mit ihren leuchtend grünen Augen verführerisch und geheimnisvoll an. Sie hatte sich sofort in mich verliebt. Das machte sie mir auch unmissverständlich klar.

Mein Start in die Freiheit hätte nicht besser beginnen können – mit Musik und einem festen Mädchen, so nahm ich es jedenfalls wahr, das durchaus mit Lina konkurrieren konnte. Ich war übergücklich.

Ich hatte jedoch das Luxusproblem, von einer überaus zuvorkommenden Serviererin namens Kathi bedient zu werden, die auch ihr Interesse an mir erkennen ließ. Auch wenn sie nicht die Model-Figur wie Susi hatte, gefiel sie mir dennoch außerordentlich gut.

Der Tanzabend war dann ein gelungener Start in mein nun wieder freies Leben. In der Pause lernte ich Susi näher kennen und am Ende der Veranstaltung unterhielt ich mich noch lange mit Kathi. Sie erzählte mir von ihren Eltern, die eine Privatfleischerei mit Gastwirtschaft hatten. Ich war von Anfang an nicht abgeneigt, mit Kathi eine Beziehung einzugehen. Eine Gastwirtsfamilie für mich als Musiker, das fand ich interes-

sant und zukunftsgerichtet. Vielleicht wäre sie sogar die richtige Schwiegertochter für Wilhelmine?

Am Sonntag meldete ich zu Hause den Vollzug bezüglich der Schwiegertochter. Ich sprach aber nur von Susi, um Wilhelmine mit den Namen nicht zu verwirren. Sie würde durch die zu erwartenden Briefe noch rechtzeitig von Kathi erfahren. Erstaunlich war für mich, dass meine Mutter von Susi gar nicht begeistert war, obwohl sie noch nicht viel von ihr wusste. Sie warf mir vor, wieder so ein Flittchen gefunden zu haben, das nicht zum Heiraten taugt. Wahrscheinlich dachte sie dabei an ihre nette Kollegin. Außerdem müsse ich mich erst einmal um meinen neuen Job kümmern. Ich erklärte ihr aber, dass ich mich erst einmal um eine neue Band kümmern würde und vielleicht in ein oder zwei Wochen anfangen könnte.

„So etwas gab es früher nicht“, sagte Wilhelmine nachdenklich. „Wir waren damals wirklich froh, wenn wir Arbeit hatten und nicht arbeitslos waren. Im Sozialismus könnt ihr heute machen, was ihr möchtet. Ihr wechselt die Arbeit, wie es euch gerade gefällt.“

„Mutter, nicht nur die Arbeit. Schließlich sind die Zeiten des Barons von Wackerbarth vorbei.“

„Die würden dir gar nicht schaden.“

„Nein, Mutter, dann doch lieber das Wirtschaftswunder im Westen.“

„Julian, überleg doch mal, was du sagst. Du weißt doch gar nicht, wie Politik funktioniert. Die da drüben werden irgendwann so enden, wie wir es erlebt haben. Ohne Sozialismus

gibt es Krieg. Was glaubst du, warum du zur Armee musstest?“

„Mutter, du hast recht, es war gar nicht so schlecht, manchmal hat es sogar Spaß gemacht.“

*

Am Sonntag, dem 30. April, traf ich mich mit vier Musikern aus Vetschau und Umgebung, um eine Band zu gründen. Schnell wurde beschlossen, dass die musikalische Darbietung vornehmlich aus Interpretationen aktueller Titel der Rolling Stones, Beatles, Lords und anderer bestehen sollte. Der erste Auftritt war für zwei Wochen später anberaunt.

Mit der Gruppe „Qualitons“ wurde eine Beat-Formation ins Leben gerufen. Mit zwei Gitarren, einer Bassgitarre, einem Schlagzeug sowie meiner Person am Keyboard/Saxophon und an der Gitarre kreierte wir eine moderne Musik, mit der wir die Tanzsäle der Umgebung füllten. Die Tatsache, dass keiner von uns die englische Sprache beherrschte, stellte keinerlei Hindernis dar. Wir sangen in einer Art „Quasselenglisch“, hatten die Texte in ebenjener Weise verfasst. „Yes“ war dann eben „Jes“.

Beispiel: Yummy Yummy Yummy von Ohio Express

original:

*Yummy, yummy, yummy, I've got love in my tummy
And I feel like a-lovin you*

Love, you're such a sweet thing, good enough to eat thing

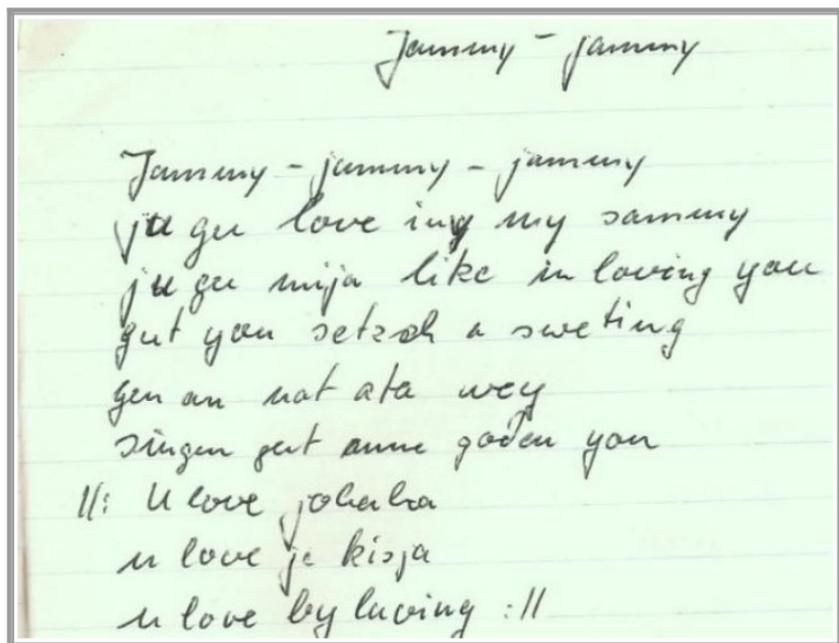
And that's just a-what I'm gonna do

Ooh, love to hold ya

Ooh, love to kiss ya

Ooh, love I love it so

quasselenglisch (Originalseite):



„Jogi“, der Sänger, verfügte über eine ausgeprägte musikalische Begabung. So wurden zuweilen Melodien dargeboten,

die spontan erdacht worden waren und durch einen bemerkenswerten Klangcharakter zu überzeugen wussten. Der Text, der von Jogi stammte, war in englisch klingender Sprache verfasst, entsprach jedoch nicht den Konventionen dieser Sprache. Dies war den Fans offenbar nicht bewusst, denn sie tanzten begeistert dazu und sangen sogar mit. Auch sie hatten die englische Sprache nie erlernt.

Lieder dieser Art wurden von unserer Band vor allem dann gespielt, wenn Kontrolleure im Saal erschienen. Die Kontrolleure fielen durch ihre Kleidung und ihr Verhalten auf. Dann begaben sich Jugendliche auf die Bühne, um uns zu warnen. Die Kontrolleure überprüften das Musikprogramm heimlich. Der Anteil ausländischer Titel, die gespielt werden durften, betrug lediglich 40 Prozent. Diese 40 Prozent mussten von der DDR gekauft worden sein. Dazu zählten beispielsweise die Lieder der „Roten Gitarren“ aus der Volksrepublik Polen, nicht aber die begehrten Titel der Rolling Stones. Diese wurden durch unsere Quasselenglisch-Songs ersetzt, die den Stil der Rolling Stones imitierten.

Das Ausfüllen des AWA-Bogens nach dem Tanzabend war ohne die Berücksichtigung von Eigenkompositionen eine ziemlich schwierige Angelegenheit. Diese Lieder wurden mit frei erfundenen Namen in die Liste aufgenommen. Gemäß den Vorgaben der AWA war der Kapellenleiter dazu verpflichtet, alle gespielten Titel mit den Namen der Komponisten, Texter und Herausgeber der Noten anzugeben. Dabei musste ein überwiegender Anteil der Titel aus der DDR oder den so-

zialistischen Bruderländern, wie Rumänien, Bulgarien oder Polen, stammen. AWA hieß: „Anstalt zur Wahrung der Auführungs- und Vervielfältigungsrechte auf dem Gebiet der Musik“ in der DDR. Sie war so etwas wie die GEMA, erfüllte nur nebenbei den Kontrollzweck der Musiker.

*

Unmittelbar nach der Armeeeentlassung kamen Genossen vom Zoll, um mich anzuwerben. Ich hatte mir aber geschworen, nie wieder eine Uniform anzuziehen und sagte ab, auch weil Zoll und Band nicht in Einklang zu bringen waren.

In der Folge war ich im Versorgungskontor für Maschinenbauerzeugnisse in Cottbus tätig. Wilhelmine hatte die wesentlichen Vorbereitungen getroffen. Meine Berufsbezeichnung lautete Lagerist in der Schraubenabteilung, wobei sich die Möglichkeit einer zweijährigen kaufmännischen Ausbildung ergab. Die Kaderleiterin zeigte sich erfreut über meine Absicht, nach der kaufmännischen Ausbildung ein Studium zu absolvieren, während ich selbst erst durch sie davon erfuhr.

Jetzt musste ich überwiegend schwere körperliche Arbeit verrichten. Ich lernte das gesamte, sehr umfangreiche Schraubensortiment in allen Größen, Formen und Qualitäten kennen. Anstrengende Jahre lagen vor mir, aber auf die Musik, die mir über alles ging, musste ich nicht verzichten. Das Studium nahm ich nicht so ernst. Ich sah alles sowieso etwas lockerer. An erster Stelle stand eben die Musik, und das bedeutete, Musik zu machen und nebenbei eine Portion Lebensfreude zu ge-

nießen. Über alles andere habe ich mir keine großen Gedanken gemacht.

Im Rahmen meiner Tätigkeit im Versorgungskontor hatte ich die Gelegenheit, mit einer Vielzahl unterschiedlicher Kollegen in verschiedenen Abteilungen zusammenzuarbeiten. Die Brigade, in der ich anfangs beschäftigt war, hatte einen Brigadier, den Gabelstaplerfahrer und vier weitere Arbeiter. Einer von ihnen war Heinrich, ein aus der BRD stammender, ca. 30 Jahre alter Mann. Er war Mitglied der SED und bei den Kollegen nicht so beliebt. Man konnte nicht ganz nachvollziehen, warum er von drüben in die DDR abgehauen war.

Heinrich stammte aus dem Ruhrgebiet, war dort in der DKP organisiert und arbeitslos. Aus diesem Grund zog es ihn in die DDR, wie er selbst sagte. Nach und nach stellte sich eine gewisse Sympathie zwischen uns ein. Gemeinsam nutzten wir die Spreewaldbahn, um täglich von Burg nach Cottbus zur Arbeit und zurück zu fahren. Dabei spielten wir Skat, begleitet von den dominierenden Geräuschen des Zuges. Während der 50-minütigen Fahrt von Burg nach Cottbus blieb genügend Zeit für kleine Turniere. Im Waggon der Spreewaldbahn saßen wir Skatspieler uns auf Zweierbänken gegenüber, eine Arbeitstasche als Tisch auf dem Schoß, und unterhielten auch die anderen Mitreisenden. Darunter auch einige Kiebitze. Nach Feierabend in Burg angekommen, gingen Heinrich und ich in Chassy's Kneipe. Meistens tranken wir zwei Feierabendbiere und gingen dann nach Hause.

Einmal lief die Feierabendbierzeremonie etwas anders ab: Bei Chassy war Bockbierfest. Heinrich und ich standen wie immer am Tresen, stellten unsere Arbeitstaschen neben die Füße und bestellten das süffige, aber hochprozentige Gerstengeränk. Nach dem ersten Bier wusste ich noch nicht, dass dieser Kneipenbesuch in meine Annalen eingehen würde. Vom Ende dieser Zeche ist mir zwar der Film abhanden gekommen, aber nicht die Erinnerung an die Wirkung. Ich habe nie wieder in meinem Leben ein dunkles Bier getrunken.

Mit Heinrich verstand ich mich aber weiterhin gut. Beim nächsten Bockbierfest mieden wir jedoch beide die Kneipe.

Werner, der zweite Kollege, war ca. 50 Jahre alt und seinem Ausdruck und seiner Erscheinung nach ein sehr gebildeter und gepflegter Mann. Warum er diese schwere und anspruchsvolle Arbeit verrichtete, war mir unklar. Er sprach nie über seine Vergangenheit und sein Privatleben. Heinrich vermutete, dass es sich um einen ehemaligen politischen Häftling handelte.

Der Dritte im Bunde war Dieter, 25 Jahre alt und auch ein Ex-Häftling. Er war aber ein kleiner Krimineller, was er mit Stolz auch kund tat und er blieb es auch nach seiner Haftentlassung. Er hatte alte Beziehungen zu ehemaligen Mithäftlingen und handelte illegal mit allem, was man zu Geld machen konnte. Als Raucher fand ich das gar nicht so schlecht. Ich bekam von ihm größere Mengen Camel und manchmal auch andere Westzigaretten zum halben Preis. Diese verkaufte ich

zum dreiviertel Preis an Chassy. Das war damals ein sehr riskanter Handel.

Dieter konnte alles besorgen, was man brauchte. Eine gebrauchte Jeans für 50,00 Mark bekam ich genau wie ein Schlagerheft aus dem Westen.

Mein Vater war von den Jeans gar nicht begeistert. Er schimpfte über diese alte „Kuhhirtenhose“, wie er sie nannte, die ich schleunigst ausziehen sollte. Aber ich trug das gute Stück mit Stolz. So eine Jeans war schon etwas Besonderes.

Irgendwann verschwand Dieter wieder, ohne sich zu verabschieden, keiner wusste, warum und wohin. Die Camel-Zigaretten waren aus der Vitrine bei Chassy wieder verschwunden und meine kleine Nebeneinkunft auch.

Der vierte Kollege war Erich, ein etwa 50-jähriger ehemaliger Stalingradkämpfer, der mit zwei orthopädischen Schuhen ging, weil beide Füße halb erfroren waren. Erich war psychisch stark angeschlagen, konnte schlecht laufen und schüttelte den ganzen Arbeitstag den Kopf und sagte immer wieder: „Nee, nee, nee“.

Mit Heinrich verstand er sich überhaupt nicht. Heinrich sagte ihm: „Wärst du doch zu Hause geblieben und nicht nach Stalingrad gegangen. Hast doch selbst an allem schuld.“

An die körperlich sehr schwere Arbeit im Schraubenlager gewöhnte ich mich schnell und nahm sie auch in Kauf. Mein Ziel war der Abschluss einer kaufmännischen Lehre und da führte an dieser Lagerarbeit kein Weg vorbei. Auch wenn ich mir keine großen Gedanken über meine Zukunft machte, aber

einen abgeschlossenen Beruf wollte ich schon haben. Das hörte sich besser an, als keinen Beruf zu haben. Die meisten Mädchen fragten nach dem Beruf.

*

Die Einberufung von Musikern zur Armee machte öfter Neuformierungen erforderlich, die oft nicht von langer Dauer waren. Auch der Bandname änderte sich immer wieder mal. Ich schloss mich zu dieser Zeit der Schülerband von René an. Großes hatten wir uns vorgenommen. Die Gruppe „Jaguars“ war geboren.

Bei einem Fischerfest in Peitz kam es zu einer Auseinandersetzung innerhalb der Band. Der für die rockigen Lieder zuständige Sänger Micki konnte das Publikum mit Titeln der Gruppen The Rolling Stones und CCR überzeugen, während der Titel "Smoke on the Water" von Deep Purple nicht den ge-



wünschten Erfolg brachte. Dieser Titel war offenbar noch nicht reif für den Auftritt, aber Micki wollte ihn unbedingt singen. Das war dann sein Abgesang. Das Ende der Band mit dem schönen Foto vom Karpfenteich in Burg war ohnehin nicht mehr abzuwenden.

Die staatlichen Behörden hatten Probleme mit dem Namen „Jaguar“, aus welchen Gründen auch immer. Dieser wurde jedenfalls mit dem Klassenfeind in Verbindung gebracht. Jedoch war dies nicht der einzige Grund, es war wohl eher das Repertoire der Band, denn das bestand hauptsächlich aus „VE-Musik“ (Verbotene Einfuhr). Die Reglementierungen, denen die Band regelmäßig ausgesetzt war, sprachen dafür.

In den Dörfern der Region hatte ich ab und zu auch die Gelegenheit, zur Fastnacht zu spielen. Dabei wurde ich von



zwei meiner Brüder unterstützt, die mir mit Blasinstrumenten zur Seite standen. Die Auftraggeber waren begeistert von der stimmungsvollen Musik, die gekonnt gespielt wurde und

manchmal besser ankam als die Musik von ausgebildeten Blasmusikformationen.

Jogis wohlgenährte Frau sorgte einmal bei einem Fastnachtstanz in Lechingen für Aufsehen, indem sie klammheimlich eine Schüssel Kartoffelsalat für die Musikanten organisierte. Das sollte in der Pause schnell und unauffällig über die Bühne gehen, doch mitten im Saal rutschte sie auf dem frisch gewachsenen Parkett aus. Die Schüssel war kaputt und der Salat war nicht mehr zu gebrauchen – Künstlerpech!

Aber die „Pech-Marie“ machte dabei eine gute Figur und erntete viel Applaus beim Aufräumen.